

SO WEIT DIE NETZE TRAGEN: CHANCEN UND MYTHEN DER NETZWERKARBEIT

Heiner Keupp

Hubert Kötter gewidmet

Früher dachte man die Erde sei eine Scheibe, dann eine Kugel, heute scheint sie zum Netz(-werk) zu werden.
J.Tomlinson (1999) „Globalisation and culture“

In der ZEIT vom 21.02.2008 sind wir in einer großen Anzeige aufgefordert worden: „Erweitern Sie Ihr Netzwerk um Top-Manager“, ein „Gründerwettbewerb“, und als Preis winkt ein Workshop mit Spitzenmanagern. Auch die DGVT ist jetzt in der Netzwerkwelt angekommen, die uns mit ihren Metaphern und Bildern seit einigen Jahren fast täglich in irgendeiner Variante begegnet.

Es ergibt ein buntes Panorama, wenn wir auch nur die häufigsten Wortschöpfungen aufführen, in denen die Netzmetapher auftaucht: Das Einkaufs*netz*, das *Fischernetz*, das Spinnenn*netz*, das Schienen*netz*, das Strom*netz*, das Krankheits*netzwerk* und das *Netzwerk* der Krankheitsgene, das soziale *Netz*, das neuronale *Netz*, das Begriffs*netz*, das Terror*netzwerk*, das Internet, das *Netzwerk*, die *Vernetzung*. Auch das *Netzwerkmanagement* gibt es längst. Zum Begriffsnetz der Netzwerkmetapher gehört ebenfalls der Begriff „Gewebe“, also z.B. das *World Wide Web*. Gemeinsam haben alle diese Begriffe, dass sie einen systemischen Zusammenhang von Beziehungen thematisieren, der etwas hält, zusammenhält oder festhält. Einzelne Elemente, Punkte oder Knoten werden miteinander verknüpft und ergeben so eine spezifische Figuration und man könnte hier den klassischen gestaltpsychologischen Satz über diese Figuration schreiben: Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile. Die einzelnen Elemente können auch erst im figurativen Zusammenhang verstanden werden.

Die Netzwerkidee hat ihren Siegeszug in den 80er Jahren angetreten und das in einer durchaus ambivalenten Gestalt. Den Hintergrund dieser Entwicklung bildet eine gesellschaftliche Entwicklung, die die Signatur der modernen Gesellschaft nachhaltig verändert.

Die Netzwerkmetapher steht in mehrfacher Beziehung für die Reflexion tiefgreifender gesellschaftlicher Veränderungen. Diese Veränderungen selbst werden als Entstehung weltweit operierender Netzwerke des Wissens und der Geldströme beschrieben, die nicht mehr mit den herkömmlichen Kategorien der Sozialwissenschaften erfassbar seien. Diese Analyse neuer Machtzentren einer globalisierten Welt hat Manuel Castells als "Netzwerkgesellschaft" (2001) und Robert Putnam als „network capitalism“ (2000) bezeichnet. Schon Anfang der 80er Jahre hat der amerikanische Kommunikationswissenschaftler Herbert I. Schiller aufgezeigt, dass sich auf dem Markt der Informationstechnologie "eine atemberaubende und alles umfassende Synthese" abzeichne. Sie nehme „die Gestalt eines Netzwerkes an - nationale und internationale Systeme aus leistungsfähigen Computern, Informationsbanken und Telekommunikationsverbindungen". Die damals noch verschwörungstheoretisch klingenden Aussagen von "Herrschaft über Netze" oder als "weltweiten Steuerungs- und Regelungssysteme" (Nora und Minc) werden heute als Realität angesehen.

Gleichzeitig hat der Netzwerkbegriff aber auch als positiver Hoffnungsträger Karriere gemacht. Die mikroelektronische Revolution wird als Chance zu einer Demokratisierung von Wissen und zum Abbau von Herrschaft durch Zugriff auf Wissen gefeiert. Auch im politischen Raum werden diese Veränderungen wahrgenommen und man versucht darauf programmatisch zu reagieren. So hat der ehemalige Bundesgeschäftsführer der SPD und heutige Staatssekretär im Bundesumweltministerium, Matthias Machnig, ein Papier mit dem Titel „Auf dem Weg zur Netzwerkpartei“ in seiner Partei zur Diskussion gestellt, in dem eine völlige Neustrukturierung entworfen wird.

Das Netzwerkkonzept hat aber auch noch einen dritten Bedeutungsschwerpunkt und den erlangt er als gut operationalisierbare Möglichkeit, die Bedeutung sozialer Ressourcen für die alltägliche Lebensbewältigung und Identitätsarbeit zu formulieren. Es liegt eine beeindruckende empirische Forschungsliteratur zur Bedeutung von Netzwerkressourcen für alle denkbaren Formen von Alltagsbewältigung vor.

In sozialen Netzwerken bündelt sich das ganze aktuelle gesellschaftliche Panorama wie in einem Brennglas. Sie zeigen, wie sich Menschen sozial verorten und beheimaten, sie zeigen ihre gesundheitsförderliche und krisenbewältigende Qualität, sie sind eine wichtige Ressource der alltäglichen Identitätsarbeit, sie haben sich der elektronischen Medien bemächtigt, sie zeigen wie sich soziale Ungleichheit auch auf die Beziehungsebene auswirkt und sie repräsentieren Bedingungen von Macht und Ohnmacht, Inklusion und Exklusion. Soziale Netzwerke haben ihre Relevanz auf der

Mikro-, über die Meso- bis zur Makroebene und es kann einerseits aufgezeigt werden, dass zwischen diesen Ebenen Wechselwirkungsprozesse stattfinden und andererseits, dass auf diesen Ebenen auch nachhaltig wirksame Handlungsoptionen möglich sind. Es bedarf besonders einer professionell gut bedachten Förderung von Netzwerkressourcen dort, wo sie fehlen und wo dieses Fehlen zu reduzierten Chancen und letztlich zum gesellschaftlichen Ausschluss führen können.

Die ausgefächerte Fülle der Forschung und Diskurse zu sozialen Netzwerken lässt sich in acht Themenkomplexen ordnen:

1. Auf dem Weg zur Netzwerkgesellschaft
2. Soziales Kapital als Netzwerke bürgerschaftlichen Engagements
3. Netzwerke als Vision von Selbstorganisation
4. Die Virtualisierung sozialer Netzwerke
5. Unterstützungsnetzwerke für die alltägliche Identitätsarbeit
6. Netzwerkanalyse als diagnostisches Instrument
7. Netzwerkarbeit als Ressourcenförderung
8. Innovation durch Vernetzung

1) Auf dem Weg zur globalen Netzwerkgesellschaft

Jürgen Habermas hat die aktuellen gesellschaftlichen Strukturveränderungen so charakterisiert: „Die Ausweitung von Netzwerken des Waren-, Geld-, Personen- und Nachrichtenverkehrs fördert eine Mobilität, von der eine sprengende Kraft ausgeht“ (1998, S. 126). Diese Entwicklung fördert eine „zweideutige Erfahrung“: „die Desintegration haltgebender, im Rückblick autoritärer Abhängigkeiten, die Freisetzung aus gleichermaßen orientierenden und schützenden wie präjudizierenden und gefangen nehmenden Verhältnissen. Kurzum, die Entbindung aus einer stärker integrierten Lebenswelt entlässt die Einzelnen in die Ambivalenz wachsender Optionsspielräume. Sie öffnet ihnen die Augen und erhöht zugleich das Risiko, Fehler zu machen. Aber es sind dann wenigstens die eigenen Fehler, aus denen sie etwas lernen können“ (ebd., S. 126f.).

Als typisch für diese aus der Façon der modernen Gesellschaft herauswachsenden neuen Gestalt eines globalisierten digitalen Kapitalismus wird das Charakteristikum der Netzwerkformation genannt und immer häufiger wird sie als „Netzwerkgesellschaft“ bezeichnet (vgl. Schäfers 2000). Dieser Begriff geht auf Manuel Castells (1996; deutsch an 2001) zurück, der in einer großangelegten Analyse der gesellschaftlichen Transformationen der Weltgesellschaft die neuen hochflexiblen Netzwerkkonfigurationen des Wissens und des Kapitals herausgearbeitet hat. Castells

rückt die elektronischen Kommunikationsmöglichkeiten ins Zentrum seiner Globalisierungstheorie. Sie hätten zum Entstehen einer „network society“ (so der Titel des ersten Bandes der Castells'schen Trilogie) geführt, die nicht nur weltweit gespannte Kapitalverflechtungen und Produktionsprozesse ermöglichen würde, sondern auch kulturelle codes und Werte globalisiert. Für Castells bedeutet „die Netzwerkgesellschaft eine qualitative Veränderung in der menschlichen Erfahrung“ (1996, S. 477).

Bezogen auf die beruflichen Anforderungen dieses globalisierten Wirtschaftssystems stellt Richard Sennett (1998) in seiner Analyse des „flexiblen Kapitalismus“ den Abbau von Strukturen heraus, die auf Langfristigkeit und Dauer angelegt sind. An ihre Stelle würden „netzwerkartige Gliederungen“ treten, die „weniger schwerfällig“ seien „als starre Hierarchien“ (S. 27). An Bedeutung würden Beziehungen gewinnen, die Granovetter treffend durch die „Stärke schwacher Bindungen“ charakterisiert hat, womit zum einen gemeint ist, „dass flüchtige Formen von Gemeinsamkeit den Menschen nützlicher seien als langfristige Verbindungen, zum anderen, dass starke soziale Bindungen wie Loyalität ihre Bedeutung verloren hätten“ (S. 28). „Distanz und oberflächliche Kooperationsbereitschaft sind ein besserer Panzer im Kampf mit den gegenwärtig herrschenden Bedingungen als ein Verhalten, das auf Loyalität und Dienstbereitschaft beruht“ (S. 29). Sennett knüpft an diese Analyse die besorgte Frage: „Wie lassen sich langfristige Ziele in einer auf Kurzfristigkeit angelegten Gesellschaft anstreben? Wie sind dauerhafte soziale Beziehungen aufrechtzuerhalten? Wie kann ein Mensch in einer Gesellschaft, die aus Episoden und Fragmenten besteht, seine Identität und Lebensgeschichte bündeln?“ (S. 31).

Die Entstehung der „Netzwerk-Gesellschaft“ steht also für eine höchst ambivalente Entwicklung. Sie umschreibt einerseits eine globalisierte Weltgesellschaft, die ungeheure Gestaltungsräume eröffnet, traditionelle Grenzziehungen überschreitet und ungeahnte ökonomische Potentiale schafft (Bill Gates als Prototyp). Andererseits ist es eine (noch?) unberechenbare Gesellschaft, die in ihrer „Raum-Zeit-Kompression“ bislang vertraute Identitätsformationen, Wissensbestände, Berufsbilder und Kulturtechniken in Frage stellt. Nicht selten werden diese Veränderungen als Belege für eine sich auflösende Gesellschaft genommen, in der der soziale Kitt, Zugehörigkeiten und Solidarität nicht nur als gefährdet gelten, sondern bereits auf dem historischen Verlustkonto verbucht werden.

2) Soziales Kapital durch bürgerschaftliches Engagement

Unter dem Schlagwort „soziales Kapital“ wird seit einiger Zeit der Frage nachgegangen, ob denn diese Auflösungsvermutungen empirisch zu halten sind.

Sozialkapital ist ein Konstrukt aus drei Elementen: 1) sozialen Beziehungen, wie sie vor allem aus Aktivitäten in Vereinen und anderen Typen von Netzwerken entstehen, 2) ein grundsätzliches Vertrauen in seine Mitmenschen und 3) bestimmten Werten und Normen, die solidarisches, auf die Gemeinschaft bezogenes Denken und Handeln unterstützen.

Und was ist denn nun „soziales Kapital“ genau?

Darunter versteht James Coleman: „Soziales Kapital ist das gesamte Sortiment an gesellschaftlichen Mitteln, auf die ein Individuum zurückgreifen kann, um mit ihrer Hilfe ein Ziel zu erreichen. Diese gesellschaftlichen Hilfsquellen bestehen aus Vertrauen (und der Vertrauenswürdigkeit, auf der dieses gründet), dem Netz an Verpflichtungen, die man, wenn nötig, in Anspruch nehmen kann, dem allgemeinen Einverständnis, das effiziente Zusammenarbeit ermöglichen, und anderen in sozialen Beziehungen verankerten Aktivposten“ (S. 99).

In einem vielbeachteten Aufsatz hat der amerikanische Sozialwissenschaftler Robert Putnam für die USA das "bowling alone"-Phänomen diagnostiziert und damit eine besorgniserregende Abnahme des "sozialen Kapitals" festgestellt. Er versteht darunter „den Bestand an sozialem Vertrauen, Normen und Netzwerken, auf den sich Menschen bei der Lösung gemeinsamer Probleme beziehen können. Netzwerke bürgerschaftlichen Engagements sind eine unentbehrliche Form sozialen Kapitals und je dichter diese Netzwerke sind, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit, dass Mitglieder einer community mit wechselseitigem Gewinn zusammenarbeiten werden.“ Produktionsstätte für soziales Kapital sind für Putnam Netzwerke bürgerschaftlichen Engagements.

Noch klingt der Begriff abstrakt. Wie kann man ihn mit Leben füllen? Putnam liefert uns Beispiele: „Die erweiterte Familie stellt eine Form von Sozialkapital dar, ebenso die Sonntagsschule, die Pendler, die im Zug regelmäßig Karten spielen, der Zimmernachbar im Studentenwohnheim, die Vereine, in denen man Mitglied ist, die

Chatgroups im Internet, an denen man sich beteiligt, das Netzwerk beruflicher Kontakte im Adressbuch“ (Putnam 2001, S. 23).

Wenn man sich vergegenwärtigt, welche Effekte das Vorhandensein angemessener Formen sozialen Kapitals hat, die in unterschiedlichen Untersuchungen erhoben wurden, dann versteht man den besorgten Ton, der anklingt, wenn dessen Rückgang beschrieben wird: „Wie Untersuchungen von Indien über Indonesien bis hin zu Italien belegen, kann sich ein angemessener Bestand an Sozialkapital als Antriebskraft für die wirtschaftliche Entwicklung erweisen. Forschungsarbeiten in den USA und in Großbritannien zeigen, dass soziale Netzwerke – sowohl formelle als auch informelle – zur Verringerung der Kriminalität beitragen. Von Finnland bis Japan ergeben sich übereinstimmende Hinweise darauf, dass sich das soziale Zusammengehörigkeitsgefühl stark auf die physische Gesundheit auswirkt. Vergleichende Untersuchungen der regionalen Verwaltungen in Italien und der einzelstaatlichen Administrationen in den USA lassen vermuten, dass die Qualität der öffentlichen Verwaltungen mit der lokalen Verfügbarkeit von Sozialkapital variiert“ (Putnam 2001, S. 19).

Wichtig scheint mir ein Befund, der in den neuesten Veröffentlichungen zu unserem Thema besondere Aufmerksamkeit gefunden hat. Der schon mehrfach zitierte Robert D. Putnam hat im Auftrag der Bertelsmann Stiftung eine Gruppe von Fachleuten aus vielen wichtigen Ländern dieser Erde zusammengetrommelt, die jeweils über die Entwicklung des sozialen Kapitals in ihrem Land berichten. In dem Buch „Gesellschaft und Gemeinsinn. Sozialkapital im internationalen Vergleich“ werden die Ergebnisse präsentiert. Von einem generellen Rückgang bürgerschaftlichen Engagements kann in keinem der Länder die Rede sein, aber es zeigt sich eine besorgniserregende Scherenentwicklung: Ist bei ökonomisch, bildungsmäßig und im allgemeinen psychosozialen Lebensgefühl gut situierten Menschen eher eine Zunahme des Engagements zu verzeichnen, bricht es bei den Bevölkerungsgruppen, die arm sind oder verarmen, die mit mehreren Jobs ihren Lebensunterhalt gerade so sichern können und die sich demoralisiert und von der gesellschaftlichen Entwicklung „abgehängt“ sehen, deutlich ein. Wie kann es gelingen, diese Entwicklung aufzuhalten, die ja Spaltungstendenzen in unserer Gesellschaft weiter verschärft? Liegt hier nicht ein Prüfstein für eine kritische Qualitätsbeurteilung aller Fördermaßnahmen sozialen Kapitals? Ulrich Beck hat in der SZ vom 23./24. Juni 2001 seine Sorge darüber geäußert, dass die inflationäre Rede vom „bürgerschaftlichen Engagement“ wirken könnte „wie eine Petersiliengarnierung, die die politische Ratlosigkeit dekorativ verschönt.“ „Zivilgesellschaft light“ ist die Gefahr, die er sieht, nämlich die sich immer wiederholende „Mittelschichtsveranstaltung“, die an gesicherte materielle Lebens-

verhältnisse geknüpft ist. Hier bietet sich der etwas anders formulierte Sozialkapitalbegriff von Pierre Bourdieu an, für den soziales Kapital Beziehungen meint, die ein Individuum im Lauf seines Lebens zu anderen Individuen oder auch Organisationen aufbaut - und die ihm damit von Nutzen sind bzw. sein können. Soziales Kapital meint "die Gesamtheit aller aktuellen und potentiellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten Beziehungen gegenseitigen Kennens oder Anerkennens verbunden sind" (Bourdieu 1997: 63). Bourdieus Unterscheidung des Sozialkapitals vom ökonomischen Kapital (alle unmittelbar und direkt in Geld konvertierbaren Mittel, vgl. Bourdieu 2006) sowie vom kulturellen Kapital (Bildung etc.) ist dabei allerdings nicht so zu verstehen, dass alle drei Kapitalarten vollkommen getrennt voneinander stehen. Im Gegenteil: Sie bedingen sich gegenseitig - so fördert zum Beispiel ein hoher Bildungsstandard auch einen bestimmten Zugang zu gesellschaftlichen Kreisen, in denen man Sozialkapital ansammeln kann. Also: Soziale Netzwerke reproduzieren auch die vorhandenen sozialen Ungleichheiten.

3) Netzwerke als Vision von Selbstorganisation

Der Zukunftsforscher John Naisbitt hatte 1982 (deutsch 1984) mit einem Buch Furore gemacht, in dem er die "Megatrends" des ausgehenden 20. Jahrhunderts beschreibt, Trends, "die unser Leben verändern". Einen dieser Trends überschreibt er "Von der Hierarchie zum Netzwerk" und erläutert ihn so: "Die gesellschaftliche Herrschaftsperiode bröckelt. Informelle Netzwerke kleiner Gruppen bestimmen das Leben und die Arbeit der Zukunft, deren Probleme in hierarchischen Strukturen gar nicht zu lösen sind" (Psychologie heute, Januar 1984, S. 31). Für Naisbitt (1984, S. 270) ist das „alte hierarchische Pyramidensystem“, in dem der „Fluss der Entscheidungen vertikal von oben nach unten“ verlief, eingestürzt. Es konnte in einer immer komplexer werdenden Informationsgesellschaft keine erfolgreichen Problemlösungen entwickeln. „Zwischen den Trümmern der eingestürzten hierarchischen Pyramide“ sieht Naisbitt „die Geburtsstunde der Netzstruktur“ (S. 272). Was versteht er unter einem Netzwerk? Es besteht für ihn aus einem „Zusammenschluss von Leuten, die miteinander reden, ihre Ideen, Informationen austauschen oder sich gegenseitig Hilfsmittel zur Verfügung stellen“. Gerade wenn die traditionellen top down-Modell nicht mehr taugen und die Suche nach neuen Handlungsmöglichkeiten beginnt, dann entstehen Netzwerke. In ihnen erhöht sich durch Synergieeffekte die Chance innovative Lösungen zu finden. Naisbitt bezieht sich auf die Netzwerkforscherin Virginia Hine, die bei der Untersuchung politischer, religiöser und sozialer Bewegungen gezeigt hat, dass „wenn Leute sich zusammenfinden und organisieren, um irgendwelche Aspekte der Gesell-

schaft zu ändern, scheint da eine unbürokratische, aber höchst wirkungsvolle Form von Organisationsstruktur zu entstehen“ (S. 278).

Der Netzwerkbegriff hat also auch als positiver Hoffnungsträger Karriere gemacht. Die mikroelektronische Revolution wird als Chance zu einer Demokratisierung von Wissen und zum Abbau von Herrschaft durch Zugriff auf Wissen gefeiert. Das Ehepaar Johnson-Lenz (1981, S. 172) sieht Anfang der 80er Jahre ein "Netzwerk-Paradigma" auftauchen: "Hunderte von Gruppen benutzen inzwischen den Begriff 'Netzwerk' und bezeichnen damit ihre organisatorische Alternative zu den traditionellen Hierarchien." Diese Netzwerke sind im politischen und sozialen Bereich entstanden, aber auch im Erziehungsbereich. Ihr Anliegen ist die Suche nach einer "Alternative zu den verkrusteten Strukturen bestehender Strukturen" (Lutz 1981, S. 170), "Hierarchien aufzubrechen ist das Anliegen der Netzwerkkonzeption" (ebd. S. 171).

Solche allgemeinen Aussagen zur Überwindung von Top-down-Kommandostrukturen lassen sich an vielen Beispielen erläutern, z.B. aus den Erfahrungen des Agenda 21-Prozesses oder der Psychiatriereform, aber auch Netzwerken im schulischen Bereich (z.B. das „Netz ökologischer Schulen“ oder das Kooperations-Netz der Freinet-Pädagogen). Aber auch Al-Quaida verfügt über eine netzwerkartige Struktur und ist deshalb effektiv und kaum auszuschalten.

4) Die Virtualisierung sozialer Netzwerke

Wie schon das Konzept der Netzwerkgesellschaft zeigt, sind soziale Zusammenhänge gar nicht mehr von medialen und virtuellen Verknüpfungswegen zu trennen (vgl. Faßler 2001). Im realen sozialen Beziehungsnetzwerk einer Person wächst im Durchschnitt der Anteil, der virtuell gestiftet bzw. virtuell aufrecht erhalten wird. Es ist auch kaum mehr strittig, dass auch Computernetzwerke soziale Netzwerke sind. Hier ist es vor allem der Kanadier Barry Wellman, der den Begriff der Netzwerkgesellschaft und den Einfluss der Informationstechnologien auf Gemeinschaft in zahlreichen Studien untersucht hat (Wellman 2001). Relevant sind dabei insbesondere die in Quer- und Längsschnittstudien immer wieder bestätigten Befunde, dass weder früher die Urbanisierung noch heute informationstechnologische Prozesse die These des Gemeinschaftsverlusts rechtfertigen. Wie auch andere in der Debatte betrachtet auch Wellman weniger die quantitativen, als vielmehr die qualitativen Veränderungen dabei als primär relevant. So kann man am Beispiel des Internets eine Reduzierung des Einflusses klassischer Milieus und die Chance neuer Brückenbildungen zwischen unterschiedlichen Milieus erkennen. Historisch gesehen durchläuft der Ge-

meinschaftsbezug zwei markante Veränderungen. Mit dem Übergang von *der door-to-door-* zur *place-to-place-community* im 20. Jahrhundert reduzierte sich der Stellenwert der unmittelbaren Nachbarschaft. Umgekehrt gewinnt der Haushalt an Bedeutung. Wellman spricht von der "Verhäuslichung" der Gemeinschaft. Wichtig werden vor allem die Transportmöglichkeiten, mit denen man schnell vom Ort A zum Ort B kommt. Mit dem gerade beginnenden Übergang von der *place-to-place-* zur *person-to-person-* (und *role-to-role-*)community reduziert sich die Ortsgebundenheit nochmals (A ist etwa mit der Person B verbunden, wo immer diese Person B oder umgekehrt die Person A sich auch befinden). Zwar wird die Gefahr der Unsicherheit gesehen, wenn jede/r mehr als bisher nur Ausschnitte des anderen sieht und niemand mehr die ganze Person genau kennt, doch zeigen erste Befunde deutlich, dass viele Menschen zugleich im "cyberspace" und im "physical space" agieren. Mit der Verstärkung des einen geht die Bedeutung des anderen Bereichs nur teilweise zurück. Deutlich ist jedoch, dass in diesen komplexen Konstellationen individuelle und Gruppen-Netzwerke noch wichtiger werden als früher. Weitgehend unbestritten ist auch, dass Fischers Formel vom Subjekt als "Baumeister seines Netzwerks" eine neue Qualität erhalten hat. Mit der Etablierung eines "personalized networking" werden heute neben ausgeprägten Aushandlungskompetenzen ebenso Fähigkeiten benötigt, wenig verknüpfte und teils fragmentierte Netzwerk aktiv aufrecht zu erhalten.

Hatte man in der Forschung zunächst unter die Lupe genommen, wie personale Beziehungen auch im Internet gepflegt, sogar angebahnt werden können und interessierte dann das Verhältnis der face-to-face- zu den reinen Netzbeziehungen hat sich der Begriff „soziales Netzwerk“ inzwischen schon mit Spitzenwerten bei den Suchmaschinen etabliert, in denen es nur noch um computervermittelte und –gebundene Kommunikation geht. Hier hat sich ein Markt mit gewaltigen Gewinnspannen aufgetan.

Alles fing mit einer spätmodernen Goldgräbergeschichte an und es nahm einen kometenhaften Aufstieg: 2004 gründete der Harvard-Student Mark Zuckerberg das Internetportal facebook.com. In diesem digitalen Netzwerk haben mittlerweile über 51 Millionen Nutzer ihre Profile hinterlegt. Facebook veröffentlicht und verknüpft diese Profile. Auf diese Weise ist das weltweit größte soziale Netzwerk für persönliche und berufliche Kontakte entstanden.

Eindrucksvoll hat Microsoft gezeigt, welche Hoffnungen mit diesen Entwicklungen verbunden werden: Für gerade einmal 1,6 Prozent an Facebook zahlte der Redmonder Softwarekonzern die Rekordsumme vom 240 Millionen Dollar. Das konnte

der Suchmaschinen-Betreiber Google nicht akzeptieren und blies 2007 zum Großangriff auf Facebook. Mit mächtigen Partnern will er die größten Dienste des neuen Internet bündeln und vernetzen. Open Social - so soll das Netzwerk der Netzwerke, das neue soziale Supernetz, heißen. Bekannte Namen wie „Xing“ sind mit von der Partie. Das Netz soll offen sein für alle, wodurch sich Google einen Schneeballeffekt verspricht. Ein wachsendes Netz aus vielen Einzelnetzen dürfte eine immense Dynamik entwickeln.

Diese Social-Networking-Plattform ermöglicht eine weltweite Vernetzung, und zwar länder-, sprachen- und brachenübergreifend. Über Foren und spezielle Gruppen lassen sich Experten, direkte Ansprechpartner und neue Vertriebswege ausfindig machen, ehemalige Freunde, Bekannte und Kommilitonen finden - und natürlich können die Nutzerinnen und Nutzer dank der Plattform auch selbst gefunden werden.

Vernetzung ist der Schlüsselbegriff, das A und O des modernen Lebens. Eine Teilnahme am Weltgeschehen definiert sich heutzutage vornehmlich über kommunikative Erreichbarkeit. Wer keine ordentliche Postadresse vorweisen kann, wer keinen Festnetzanschluss (und beinahe noch wichtiger: kein Mobiltelefon) besitzt, nicht ständig online und möglichst zahlreich unter Google zu finden ist, der existiert nicht, könnte man überspitzt formulieren. Insbesondere im modernen Berufsleben spielen Beziehungen und Kontakte sowie deren Pflege eine übergeordnete Rolle. Wir leben in "einer Zeit, in der aktives Netzwerken (...) im beruflichen Alltag Pflicht zu sein scheint" (Holzer 2006: 5). Networking-Angebote im Internet gewinnen im Zuge dessen, nicht zuletzt aufgrund der zunehmenden Globalisierung und Flexibilisierung jeglicher Strukturen und Verhältnisse, einen immer höheren Stellenwert. Im Zeitalter der "New Global Competition for Talent" (Florida 2005) bestehen diejenigen, die am besten in der Lage sind, sich und ihre Fähigkeiten immer und überall zu präsentieren. Es geht offensichtlich um einen höheren Zustand vom klassischen Vitamin B (vgl. Nollert 2002).

Die globale Welt wird nicht nur als eine grenzlose beschrieben, sondern auch als eine, die von einer Zeit-Raum- und einer sozialen Verdichtung gekennzeichnet ist. Durch die zunehmende Virtualisierung der Beziehungen hat sich diese Entwicklung erheblich beschleunigt. Ein wichtiger theoretischer Grundpfeiler der Netzwerkforschung ist in diesem Zusammenhang das sogenannte Small World-Theorem, welches zurückgeht auf den Sozialpsychologen Stanley Milgram. Dieser führte in den 1960er Jahren ein Experiment durch, mit dem er versuchte, die sogenannte Hypothese der *six degrees of separation* zu verifizieren. (Vgl. Holzer 2005) Der heute von XING zu Werbe-

und Marketingzwecken verwendete Claim "Jeder kennt jeden über sechs Ecken" (XING 2007) greift Milgrams Hypothese eins zu eins auf.

Stanley Milgram erstellte eine Art Informationspaket, das die 60 zufällig ausgewählten Teilnehmer an jeweils eine vorher festgelegte Person in Boston zu senden hatten. Als Startpunkte wählte er Personen aus den sozial und geografisch weit von der Zielstadt entfernten Städten Omaha und Wichita. Die Aufgabe der Teilnehmer bestand darin, das Paket nicht direkt an die Zielperson zu senden, sofern sie diese nicht persönlich kannten (bei ihrem Vornamen ansprachen), sondern an eine Person, die sie persönlich kannten und bei der die Wahrscheinlichkeit höher war, dass sie die Zielperson kannte. Gleichzeitig waren die Teilnehmer angehalten, grundlegende Daten über sich selbst in einer Tabelle zu vermerken und eine Postkarte an die Wissenschaftler zu senden, um die Kette nachvollziehbar zu machen. Insgesamt erreichten drei Pakete die Zielpersonen mit einer durchschnittlichen Pfadlänge von 5,5 oder aufgerundet sechs. Die Wissenschaftler schlossen daraus, dass jede Person der US-amerikanischen Bevölkerung von jeder anderen Person der USA durchschnittlich durch sechs Personen getrennt ist oder, andersherum formuliert, durch durchschnittlich sechs Personen erreicht werden kann. Bei einem später durchgeführten Experiment zeigte sich, dass bei jeweils 270 Paketen 33% der „weißen“ und nur 13 % der afroamerikanischen Zielpersonen das Paket erhielten. Judith Kleinfeld (2002) stellte dazu fest, dass *„wir nicht in einer kleinen, verwobenen Welt leben, sondern in einer durch Rassenbarrieren getrennten.“* Diese getrennten Welten beziehen sich auch auf weitere soziale Unterschiede. Die Zugehörigkeit zu einer „kleinen, verwobenen Welt“ ist an Zugangsbedingungen gebunden, die meist entlang der klassischen und sich gegenwärtig massiv verschärfenden Ungleichheitsverteilung verlaufen. „Small worlds“ sind oft die „Stämme“, die sich über „feine Unterschiede“ definieren und unter sich bleiben wollen. Wer konnte z.B. über steuerentziehende Stiftungen in Liechtenstein Informationen erhalten? Ohne spezifische Netzwerkverbindungen lief da nichts.

5) Unterstützungs-Netzwerke für alltägliche Identitätsarbeit

„Ein Netzwerk von Menschen ist unabdingbar, um sich stabilisieren zu können.“

Jürgen Blume, Psychiatrie-Erfahrener, 2005

Während die Netzwerkmetapher in den aktuellen Gesellschaftsanalysen für die Überwindung stabiler institutioneller Strukturen steht und damit für den Bedeutungszuwachs fluider Systeme steht, die dynamisch und effektiv neue ökonomische, technologische und politische Horizonte eröffnet, steht sie in der Psychologie eher für

das Gegenteil: Für Stützpfiler und Ressource zur Identitäts- und Lebensbewältigung. Einen besonderen Stellenwert hat das Netzwerkkonzept in der Gemeindepsychologie und in der sozialen Arbeit erhalten. Da geht es um die aktive Förderung von sozialen Ressourcen, die Menschen benötigen, um die Handlungsaufgaben in ihrer Lebenswelt und im Beruf bewältigen zu können. Aber auch bei dieser Perspektive geht es um gesellschaftliche Strukturveränderungen. In traditionellen Gesellschaften leben Menschen in engmaschigen sozialen Netzwerken, die eine hohe Stabilität, oft über Generationen hinweg, aufweisen. Der einzelne findet diese sozialen Bezüge als scheinbar unveränderliche Gegebenheiten vor, auf die er sich verlassen kann, die aber auch die Möglichkeitsräume vorzeichnen und damit einschränken. Der Prozess reflexiver Individualisierung, in dem sich unsere Gesellschaft befindet, löst traditionelle Ligaturen immer stärker auf. Infolgedessen muss jedes einzelne Subjekt immer mehr an dem sozialen Kitt der Beziehungsmuster selbst arbeiten (Keupp et al. 2006³).

Die Beziehungen der Individuen in hochindustrialisierten Gesellschaften werden nicht mehr durch starre und traditionsfixierte Rollenmuster reguliert, sondern sind einem tiefgreifenden Prozess der Individualisierung von Lebenslagen und Lebenswegen unterworfen. Diesen Prozess hat Georg Simmel bereits um die Wende zum 20. Jahrhundert vorausgesagt. Die fortschreitende funktionspezifische Arbeitsteilung und wachsende Mobilität führen nach Simmel zur Erweiterung sozialer Verkehrskreise und zu einer spezifischen Individualisierungsdynamik, die einen allmählichen Funktionsverlust "vorgegebener, durch ursprüngliche Assoziationen wie Familie, Verwandtschaft, lokale Nachbarschaft determinierte Beziehungen" (Schenk, 1984, S. 217) mit sich bringen. Anstelle traditionsbestimmter Lebenswege entstehen "Möglichkeitsräume" selbst gewählter Kontakt-, Bekanntschafts-, Freundschafts- und Nachbarschaftsbeziehungen. Das Subjekt steht aber auch unter dem Zwang, diesen Gestaltungsraum zu füllen und zu strukturieren. Das moderne Subjekt ist zwar der "Baumeister seines Netzwerkes" (Claude Fischer 1982), aber diese Rolle des aktiven Gestalters erfordert auch einen Rahmen von Anerkennung und Unterstützung. In Netzwerken können solche Ressourcen vorhanden sein, aber für eine erhebliche Gruppe von Heranwachsenden und Erwachsenen fehlen sie in dem erforderlichen Umfang.

Die Verankerung von Identitätsprojekten in sozialen Netzwerken erfolgt neben der Identifikation mit Modellen der Herkunftsfamilie vor allem über folgende Prozesse:

1. *Die Position des „signifikanten Anderen“*: Neben den Intimpartnern gibt es in den meisten Netzwerken zumindest eine Person, die als bester Freund oder beste

Freundin genannt wird und deren Meinungen zu den eigenen Identitätsprojekten im Interview ausführlich wiedergegeben werden. Es sind häufig Personen, die man nur gelegentlich trifft, die ähnliche Ausgangsvoraussetzungen haben wie man selbst, die aber eine ganz andere Entwicklung gewählt haben, zum Beispiel studieren oder bereits Kinder haben. In bezug auf diese „signifikanten Anderen“ werden die eigene Entwicklung „diskutiert“ und die Vor- und Nachteile des eigenen Lebensmodells abgewogen. Diese Personen bleiben in den Netzwerken mitunter über alle drei Wellen präsent oder tauchen wieder auf. Sie verkörpern häufig eine ungelebte Option der Person, etwas was man auch hätte machen können, aber nicht gemacht hat. Der „signifikante Andere“ kann auch ein etwas älterer „Mentor“ aus dem Verwandtenkreis oder dem Arbeitsbereich sein, der „wie ein Freund“ wahrgenommen wird und der als Modell für eine bestimmte Lebensform dient. Identitätsprojekte wie berufliche Selbständigkeit, eine Weltreise oder auch das Alleinleben mit einem Kind werden dann an diese Modelle geknüpft, die beweisen, dass es geht.

2. *Identitätsprojekte werden in den Netzwerken narrativ verankert.* Es braucht eine plausible Erzählung zu ihrer Begründung und die sozialen Netzwerke liefern die „Textbausteine“ für die Erzählung und auch die Regeln, nach denen erzählt wird. Was bei Erikson als allgemeingültige und relativ abstrakte Werte und Zugehörigkeiten erschien, zeigt sich in unseren Interviews als milieuspezifische Kommunikationsvereinbarung. „Rechts sein“ oder auch „links sein“ wird zum Code, in den eine bestimmte milieuspezifische Lebenserfahrung verpackt wird. Die hohe Bedeutsamkeit von Netzwerkbezügen, in denen man „nur quatscht“ oder deren Begründung: „Wir können uns eben gut unterhalten“, weist darauf hin, dass in diesen Kontexten *Selbsterzählungen ausprobiert, ihre Plausibilität und Überzeugungskraft überprüft und auf diesem Weg Identität durch andere bestätigt werden.*
3. In bezug auf ihre Netzwerke beschreiben sich junge Erwachsene in einer bestimmten *Position, die mit mehr oder weniger Handlungsfähigkeit einhergeht.* Sie sehen sich „mehr am Rand“ oder „im Mittelpunkt“ ihres Netzwerks, schildern sich als Initiator sozialer Beziehungen oder als jemand, der nimmt, was er vorfindet, sie sehen sich als Gestalter oder auch als Opfer sozialer beziehungsweise gruppenspezifischer Prozesse. Die Zufriedenheit mit ihrer sozialen Einbindung hängt wiederum mit Identitätsprojekten und Identitätszielen im Bereich Freizeit und Freundschaft zusammen. Wenn es reicht, dass einige Leute da sind, mit denen man ab und zu etwas unternehmen kann, gibt es keinen Veränderungsbedarf. Den gibt es erst dann, wenn jemand nicht die Position oder nicht die Art

von Beziehungen hat, die er haben will, beziehungsweise – und hier setzt Identitätsarbeit ein – seine Aktionen nicht die gewünschte soziale Bestätigung erhalten. Aus der Sicht der Subjekte geht es hier um Passungsverhältnisse, die von ihnen als stimmig oder prekär eingeschätzt werden können. In unserer Untersuchung stellten wir fest, dass die jungen Erwachsenen versuchen, diese Stimmigkeit herzustellen und ihre Netzwerke so zu gestalten, dass sie ihre Identitätsprojekte und die dahinterstehenden Bedürfnisse darin einbetten können. Ob das gelingt, hängt immer vom sozialen Umfeld ab.

4. *Identitätsarbeit braucht soziale Netzwerke*, da diese materielle, emotionale und soziale Ressourcen zur Verfügung stellen, Optionen für Identitätsentwürfe und -projekte eröffnen und die Komplexität der sozialen Welt durch die Vermittlung von Relevanzstrukturen reduzieren. Sie braucht sie auch deshalb, weil die einmal darin entwickelten Identitätsprojekte weiter auf soziale Anerkennung und Unterstützung angewiesen sind.

5. *Identitätsarbeit gestaltet soziale Netzwerke*. Die Personen stellen Netzwerkbeziehungen her, sie positionieren sich in Beziehung zu anderen und andere in Beziehung zu sich. Sie stellen Nähe oder Distanz her, pflegen Beziehungen oder brechen sie ab, ordnen sich unter, über oder ein, sie erweitern Netzwerke oder isolieren sich, sie investieren in die Pflege individualisierter Freundschaftsbeziehungen oder verlassen sich auf tradierte Familienbeziehungen. Das soziale Netzwerk drückt nicht nur im Maß seiner Differenziertheit den Stand der Identitätsentwicklung einer Person aus, sondern macht die Prioritäten deutlich, die diese setzt. Das Ziel von Identitätsarbeit ist die Herstellung eines Passungsverhältnisses zwischen der Person und ihrer sozialen Welt. Das heißt: *Soziale Netzwerke werden so gestaltet, dass die Identitätsprojekte einer Person darin Einbindung, Anerkennung und Unterstützung finden*. Gelingt das nicht, kommt es zu prekären Passungen, entweder muss der soziale Kontext verändert oder das Identitätsprojekt aufgegeben werden. Unter den Bedingungen gesellschaftlicher Pluralität ist es möglich, einen sozialen Kontext zu verlassen, aber es ist unmöglich, den Kontext des Sozialen zu verlassen. Das Soziale allerdings ist nicht abstrakt, sondern wird hergestellt über die Identitätsprojekte der einzelnen und die sich daraus ergebenden Netzwerke.

Die Netzwerkmetapher liefert ein Bild, in dem die Knoten jeweils die Untersuchungseinheit (Personen, Gruppen oder Institutionen) darstellen, während die Linien die Beziehungen zwischen ihnen symbolisieren. In der Regel werden soziale Netzwerke von einer spezifischen Person ausgehend dargestellt (das sind die individualszentrierten Netzwerke). Aufgenommen werden nicht nur durch das Individuum direkt realisierte Beziehungen und Kontakte, sondern auch solche, die potentiell über Personen herstellbar sind, zu denen man in Kontakt steht. Das kann zu einem nicht mehr darstellbaren Milchstraßensystem führen.

In der Regel beschränken sich die erhobenen Netzwerkmodelle auf Beziehungen, die durch Primärgruppen und die wichtigsten Alltagssektoren (wie Nachbarschaft, Arbeitswelt, Schule oder Freizeit) gebildet werden. Häufig werden Netzwerke auch unter spezifischen Handlungszielvorgaben rekonstruiert. Am meisten thematisiert ist das Unterstützungsnetzwerk, aber auch kommunale Machtstrukturen oder Kommunikationsmuster werden in Gestalt von Netzwerken abgebildet. Beim Vergleich der visuellen Gestalt unterschiedlicher Netzwerke sind typische Konfigurationen identifizierbar, die zur dimensional Charakterisierung sozialer Netzwerke verwendet werden. Werden gegebene Beziehungsmuster zur Bewältigung ganz unterschiedlicher Ziele und Angelegenheiten genutzt, wird ein soziales Netzwerk als multiplex bezeichnet. Haben die Personen, zu denen ein Individuum Beziehungen pflegt, auch untereinander Kontakt, so lässt sich diese Beziehungsgestalt auf der Dimension Dichte abbilden. Ein Netzwerk wird als segmentiert bezeichnet, wenn sich Kontakte, die in spezifischen Lebensbereichen (z.B. in der Berufswelt oder im Freizeitbereich) bestehen, kaum überschneiden. Diese formalen Struktureigenschaften sozialer Netzwerke haben besondere Aufmerksamkeit bei graphentheoretisch arbeitenden Sozialwissenschaftlern gefunden. Die spezielle Eignung der formalisierbaren Netzwerkmerkmale zur Weiterverarbeitung durch methodisch komplexe Verfahren hat dem Netzwerkkonzept in spezifischen sozialwissenschaftlichen Szenen zweifellos das Interesse gesichert.

Nehmen wir beispielhaft die Dimension Dichte. Die Binnenkommunikation in einem dichten Netzwerk ist hoch: jede(r) kennt jede(n). Für die Entstehung von Gemeinschaftsgefühlen liefert ein dichtes Netzwerk eine gute Voraussetzung. Aber ein solch dichtes Netzwerk erfährt wenig Anregungen, Informationen und Veränderungsimpulse von außen. In der oben zitierten Analyse von Richard Sennett taucht der schon erwähnte paradoxe Begriff von der „Stärke schwacher Bindungen“ auf. Er stammt von Mark Granovetter, der mit dieser Formulierung segmentierte, offene Netzwerke beschreibt, die nach vielen Seiten kommunikative Brücken enthalten. Die Binnenkommunikation im Netzwerk, also seine Dichte, ist relativ gering. Solche Netzwerke

enthalten eine gute „Gelegenheitsstruktur“ für neue Verbindungen, für potentielle Informationen. Für intensive emotionale Unterstützung und Identifikation mit einer verschworenen Gemeinschaft liefern sie keine gute Voraussetzung, aber sie haben eine sehr viel höheres Innovationspotential als dichte Netzwerke, die man sich wünschen sollte, wenn man in seiner „Gefühlsarbeit“ unterstützt werden möchte.

(7) Netzwerkarbeit als Ressourcenförderung

Angesichts der hohen Relevanz, die Netzwerke als Ressource für Gesundheit, Krisenbewältigung und Identitätsentwicklung ebenso wie für das Gemeinwesen und seine Entwicklung und Qualität haben, ist die Arbeit an, in und mit sozialen Netzwerken eine spezifische Aufgabe und Kompetenz psychosozialer Berufe.

Netzwerkarbeit bedeutet

- Netzwerkorientierung und Netzwerkanalyse
- Netzwerkarbeit zielt darauf ab, vorhandene Netzwerke zu stärken
- Netzwerkarbeit schafft auch neue Netzwerke
- Netzwerkarbeit hilft mit, fragwürdige Netzwerkstrukturen aufzulösen
- Netzwerkarbeit arbeitet am und im professionellen Helfernetzwerk
- Netzwerkarbeit bedeutet meist auch soziale Identitätsarbeit
- Netzwerkarbeit ist immer auch Ablösearbeit
- Netzwerkarbeit fördert Empowermentprozesse
- Netzwerkarbeit ist gemeinwesenorientiert
- Netzwerkarbeit fördert salutogenetische Ressourcen

Die Netzwerkforschung hat uns in besonders eindrucksvoller Weise die Gültigkeit des sogenannten Matthäusprinzips aufgezeigt. Im Matthäus-Evangelium heißt es: „Denn wer da hat, dem wird gegeben werden, dass er Fülle habe; wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen, was er hat“ (Mt. 25, 29). Zunächst einmal ist nachgewiesen, dass die sich in sozialen Netzwerken ausdrückenden sozialen Ressourcen in hohem Maße an die materiellen Ressourcen gebunden sind und dann gilt eben das biblisch abgesicherte Prinzip, dass dort, wo soziale Ressourcen schon da sind, die Akkumulation von weiterem sozialen Kapital stattfindet. Auf diesem Hintergrund ist die professionelle Netzwerkarbeit vor allem dort gefordert, wo wenige Ressourcen vorhanden sind.

(8) Innovation durch Vernetzung

Wessen Arbeitsleben von einer ehrwürdigen Institution bestimmt wird, wird der Aussage schnell zustimmen, dass sich solche Systeme sehr schwer mit Veränderungen tun und vor allem solchen, die dann als Innovation bezeichnet werden könnten. Hingegen sind Netzwerke sehr viel geeigneter, alte Strukturen aufzubrechen, Grenzen zu überschreiten und neue Wege zu öffnen. Und so werden die Stärken von Netzwerken benannt:

- Flexibles, schnelles Reagieren
- Grenzen überschreitend
- innovativ und vielseitig
- unbürokratische Bündelung von Ressourcen
- dezentrierte Strukturen, wenig Hierarchie (nicht einfach zu beherrschen)
- positive Nebeneffekte - (wie Integration und soziale Unterstützung,..)

Gerade im psychosozialen Bereich, und dem gilt jetzt die Konzentration, sind eine Reihe von Problemstellungen zu bewältigen, die Innovation erfordern, die aus der Funktionslogik klassischer institutioneller Systeme aber nicht zu erwarten sind. Da scheinen Netzwerklösungen geeigneter, nicht unbedingt als das „ganz Andere“, sondern als dynamisierender Faktor. In den 70er und 80er Jahren galten Lösungen als fortschrittlich und sollten politisch erkämpft werden, die Professionalität und die Zugänglichkeit für alle Menschen garantierten. Der Staat hatte für Strukturlösungen zu sorgen. Diese Prinzipien müssen heute nicht in Frage gestellt werden, aber eine kritische Reflexion ihrer „unerwünschten Nebenfolgen“ ist erforderlich. Professionalität im Sinne einer Anbieterdominanz kann problematisch werden, wenn keine Nutzerkontrolle möglich ist. In dem Maße wie professionelle Dienstleistungen über den Markt angeboten werden, folgen sie Marktgesetzen, die eine bedürfnisorientierte Zugänglichkeit für alle Menschen meist ausschließt. Und schließlich sind professionelle Standardlösungen für Probleme wie das zunehmende Demenz- und Alzheimerisiko in einer alternden Gesellschaft nicht mehr finanzierbar. Nicht zuletzt sind aus der Nutzerszene in den vergangenen Jahrzehnten immer wieder Problemlösungen in Selbsthilfe experimentell erprobt worden, die professionellen Systemen ihre Lücken aufgezeigt haben und innovative Lösungsansätze aufgezeigt haben. Auf einige dieser Ansätze soll abschließend eingegangen und die dabei leitende Vernetzungsidee beleuchtet werden. Die unterschiedlichen Beispiele haben die Unterscheidung unterschiedlicher Netzwerktypen zur Voraussetzung und immer geht es darum, die „primären Alltagsnetze“ zu stärken oder neu anzustoßen und die „sekundären“ und „tertiären Netzwerke“ in ihrer Funktion als Unterstützersysteme für primäre Netzwerke zu betrachten.

- *Frühe Hilfen als Ressource zur Gesundheitsförderung*
- *ELTERN TALK als Selbsthilfeinitiative zur Stärkung der Elternkompetenz*
- *Mehrgenerationenhäuser als Antwort auf eine individualisierte Gesellschaft*
- *Hilfenetze für Menschen mit altersbedingten psychischen Problemen*

• Netzwerke des Freiwilligenengagements

Frühe Hilfen als Ressource der Gesundheitsförderung

In diesem Bereich sind vielfältige neue Suchbewegungen entstanden, teilweise angetrieben durch dramatische Fälle der Kindesvernachlässigung. So hat der Landschaftsverband Rheinland das Netzwerkprojekt NeFF initiiert. Ausgangspunkt ist die Erfahrung, dass das Aufwachsen in Armut für die Kinder gravierende Auswirkungen auf ihre persönliche und soziale Entwicklung hat. Um die Armutfolgen zu mildern ist es wichtig, den Familien möglichst früh Unterstützung und Hilfe anzubieten. Diese Angebote müssen überschaubar und einfach zugänglich sein. Die Basis bildet ein Netzwerk der verschiedenen Anbieter und Dienste aus dem Bereich von Kindertagesstätten, des ASD, der Familienberatung, der Familienbildung und des Gesundheitswesens, die gemeinsam die Bedarfslage analysieren und ihre Angebote aufeinander abstimmen. Das Jugendamt ist für die Steuerung dieses partnerschaftlichen Netzwerkes verantwortlich. Ziel des Projektes ist es, Handlungsgrundlagen für die Planung, Organisation und Steuerung von kommunalen Netzwerken in Verantwortung des Jugendamtes zu erarbeiten.

- Einbindung der Grundschulen in NeFF (Netzwerk Frühe Förderung Netzwerk für Familien) um die Zusammenarbeit Kita – Grundschule – OGS – Jugendhilfe langfristig zu verändern / verbessern.
- Intensivierung der Kooperation zwischen Schule und Kindertagesstätten
- Elternbildungsangebote, insbesondere für Eltern von Kinder unter 3 Jahren in den Sozialräumen festigen und ausbauen.
- In Zusammenarbeit mit Fachkräften aus den Kitas, der Sprachförderung und der Elternbildung ein präventives Sprachförderprogramm ab dem 1. Lebensjahr zu entwickeln.
- Festigung der Zusammenarbeit mit dem Gesundheitswesen
- Ausbau der Präventionskette Hausbesuche bei Schulneulingen durch Klassenlehrer.

Elterntalk als angeleitete Selbsthilfeinitiative zur Stärkung der Elternkompetenz

ELTERNTALK wurde von der Aktion Jugendschutz Bayern entwickelt und es initiiert Gesprächsrunden für Eltern im privaten Rahmen. ELTERNTALKs befassen sich mit Themen rund um Medien, Konsum und Erziehung und greifen auch Fragen, wie beispielsweise „Medien und Gewalt“ oder das „Konsumverhalten unserer Kinder“ auf. Gemeinsame Gespräche, offener Erfahrungsaustausch und Diskussionen ermutigen Eltern, in der eigenen Familie Wege in der Mediennutzung und Konsumhaltung zu finden und zu gehen. ELTERNTALK fördert die Kommunikation zwischen Eltern und ihren Kindern und unterstützt sie bei ihrer Alltags- und Konfliktbewältigung. Erziehungsrelevante Impulse ermutigen Eltern sich ihrer Erziehungscompetenz bewusst zu werden und stärken die Elternnetzwerke vor Ort. Durch die Ansiedlung der Gesprächsrunden im privaten Wohnfeld werden auch Zielgruppen erreicht, die sich bei institutionell gebundenen Formen der Elternbildung eher zurückhalten.

Eine Gastgeberin oder ein Gastgeber lädt Eltern zu sich nach Hause ein. Eine Moderatorin/ein Moderator, selbst Mutter oder Vater, führt mit einem Einstiegsmedium in das Thema ein und moderiert die nachfolgende Diskussion. Gemeinsame Gespräche und ein offener Erfahrungsaustausch unter Eltern sollen helfen, in der eigenen Familie aktuelle Erziehungsfragen anzusprechen und alltagsnahe Lösungen zu finden. Eine entscheidende Aufgabe der Moderatorin/des Moderators ist, eine offene Gesprächsatmosphäre zu ermöglichen und mit einem motivierenden Gesprächseinstieg zu starten.

Mütter und Väter werden von den Regionalbeauftragten auf ihre Aufgabe als Moderatorin oder Moderator vorbereitet. Diese Moderatoren/innen suchen in privaten Kontexten interessierte Gastgeber/innen für die moderierten Gesprächsrunden, die

sogenannten ELTERN TALKs. Nach dem Schneeballprinzip werden Gäste zu neuen Gastgebern, indem sie Eltern aus dem Bekannten- und Freundeskreis zu einem weiteren ELTERN TALK einladen. Dieser niedrigschwellige und lebensweltorientierte Ansatz stärkt die Eltern-Kommunikationsnetze und fördert das soziale Leben in den jeweiligen Milieus.

Mehrgenerationenhäuser als Antwort auf eine sich zunehmend individualisierende Gesellschaft

Ich möchte Sie dazu einladen, mit mir eines meiner „Patenkinder“ zu besuchen. Es wohnt in Salzgitter und ist jetzt schon über 30 Jahre alt. Es heißt Mütterzentrum und meine Patenschaft ist eher jüngeren Datums, ich wurde als „Expo“-Pate ausgewählt, denn es hat aus Expomitteln und aus solchen des SOS-Kinderdorf-Trägervereins die Möglichkeit bekommen, ein wunderbares neues Gebäude zu erstellen. In diesem Haus gibt es einen Bereich für die ganz Kleinen, für die Kindergartenkinder und für Ältere bis hin zu Pflegebedürftigen, die im Obergeschoss des Hauses betreut werden. Im Erdgeschossbereich gibt es ein Café- und Restaurantbetrieb, in dem vor allem mittags für alle ein Mittagstisch angeboten wird. Auch viele ältere Bürgerinnen und Bürger aus Salzgitter kommen hierher zum Mittagessen oder werden hierher gebracht. „Essen auf Rädern“ mal ganz anders! In dem Haus gibt es kleine Läden, in denen Frauen einen Friseurbetrieb und andere Einkaufsmöglichkeiten anbieten. Der Friseurbereich ist so angelegt, dass die Räume der Pflegebedürftigen im Blickfeld sind. So kann eine alte Dame oder ein alter Herr ein Bad nehmen, ohne dass permanent jemand dafür eingeteilt werden muss. In diesem Haus laufen Qualifizierungsprogramme für junge Frauen, die von ihren Bildungsabschlüssen her, schlechte Arbeitsmarktchancen haben. Wenn Sie jetzt wissen wollen, wie viele Hauptamtliche diesen Betrieb am Laufen halten, dann werden Sie überrascht sein, dass das ganz wenige sind. Die Frauen (und auch Männer), die in diesem Familienzentrum tätig sind, haben nur zum geringeren Teil eine entsprechend zertifizierte Ausbildung gemacht. Es wird sehr schnell erkennbar, dass in diesem Haus eine ganz und gar ungewöhnliche Mischung von Selbsthilfe, Bürgerengagement und professioneller Kompetenz gefunden wurde und gelebt wird. Hildegard Schooß die Gründerin dieses Zentrums hat mich anfangs mit der Aussage provoziert, dass sie und ihre Mitstreiterinnen eine bessere integrierte kommunale Sozialarbeit „aus einem Guss“ anbieten könnten, als wir das mit unseren hoch differenzierten und spezialisierten professionellen Diensten könnten und außerdem seien wir auch noch viel teurer. Das konnte ich so nicht akzeptieren, es schien mir eine Aussage in Richtung Lohndumping tariflich abgesicherter Erwerbsarbeit zu sein und ich kam mit einer Fachtagung zur Gemeindeforschung nach Salzgitter. Wir haben einen ganz wichtigen Lernprozess dort machen können und seither denke ich sehr viel selbstkritischer über unser Wohlfahrtssystem nach. Das Mütterzentrum Salzgitter ist übrigens das „Best-practice“-Beispiel, das das Programm der „Mehrgenerationenhäuser“ in Niedersachsen und jetzt auch auf der Bundesebene angeschoben hat.

Hilfenetze für Menschen mit altersbedingten psychischen Problemen

Die von allen Fachleuten prognostizierte Zunahme von altersbedingten psychosozialen Problemen wird durch klassische institutionelle Lösungen nicht oder nur höchst unzureichend beantwortet werden können. Hier wird es auf innovative Lösungen ankommen, die ein neues Mischungsverhältnis von professionellen und bürgerschaftlich angebotenen Hilfen erfordert. Benötigt wird beispielsweise die gezielte Unterstützung von Familien mit Demenzkranken durch zeitliche befristete Entlastung der Angehörigen. Dafür bedarf es einer gezielten Schulung und Begleitung durch Fachdienste. Diese Aufgaben können von professionellen Helfern nicht übernommen werden. Umgekehrt dürfen Freiwillige HelferInnen nicht für Aufgaben herangezogen werden, die eine professionelle Ausbildung verlangen.

Diese ehrenamtlichen Besuchsdienste machen für sich genommen Sinn, aber sie können auch Teil einer kommunalen oder regionalen Gesamtkonzeption zum Aufbau eines Gerontopsychiatrischen Verbundes sein, der es sich zum Ziel setzt, tragfähige und verlässliche Hilfestrukturen für die ältere Bevölkerung und vor allem für die gerontopsychiatrisch Betroffenen zu schaffen. In einige Regionen wird da schon vorbildliche Arbeit geleistet.

So hat wurde im für den Landkreis Amberg-Sulzbach und die Stadt Amberg eine Gerontopsychiatrische Koordinationsstelle (GKS) geschaffen, die an das Sozialpsychiatrische Zentrum Amberg angebunden ist und folgende Ziele verfolgt:

- Verbesserung der Lebensqualität gerontopsychiatrisch Erkrankter
- Aufbau und Sicherstellung einer ambulanten Versorgungsstruktur
- Sicherstellung des Zugangs zu den notwendigen Hilfen für die Betroffenen und ihren Angehörigen
- Verbesserung der Zusammenarbeit der in der Beratung, Betreuung und Versorgung tätigen Professionellen und Ehrenamtlichen
- Vernetzung aller Leistungsanbieter

Im Landkreis Forchheim ist auch eine Initiative entstanden, die alle vorhandenen Ressourcen bündelt, um dem eigenen Namen gerecht zu werden. Er lautet KLAR und heißt „Kreative Lösungen im Alter für den ländlichen Raum“. Das selbst gesetzte Ziel lautet: „Exemplarische Modelle in einer Gemeinde mit der Fragestellung, welche Bedingungen notwendig sind, dass Hochaltrige und Menschen mit Demenz im ländlichen Raum so lange wie möglich selbstbestimmt in ihrem gewohnten sozialen Umfeld leben können“. Auch im Landkreis Forchheim sehen wir den Ansatz zu einer integrierter Verbundlösung, in der zivilgesellschaftliche Initiativen voll mit einbezogen werden.

Netzwerke des Freiwilligenengagements: Ressourcenpotentiale der Zivilgesellschaft

Überall in der Bundesrepublik haben sich Ideen und Projekte entwickelt, die innovative Unterstützungsformen für zivilgesellschaftliches Engagement zu entwickeln versuchen. Wir haben in Bayern ein Landesnetzwerk Bürgerschaftliches Engagement geschaffen. Es soll die lokalen Veränderungsprozesse hin zu einer lokalen Bürgergesellschaft in vier Aufgabenfeldern unterstützen:

1. Es sorgt dafür, dass die öffentliche Profilbildung für bürgerschaftliches Engagement nach und nach zu einem wichtigen und selbstverständlichen Merkmal unserer Lebensqualität wird (z.B. durch gezielte Bündelung der Öffentlichkeitsarbeit und des Marketing).
2. Es fördert den Umbau zu einer wirksamen aktiven Bürgergesellschaft, die Menschen Vertrauen und Sicherheit eines engen bürgerschaftlichen Beziehungsnetzes gibt, sie aber auch zu eigenständigem, selbstverantwortlichem Handeln ermuntert (z.B. durch gezielte Bündelung der bestehenden Aktivitäten bürgerschaftlichen Engagements, durch Entwicklung von Qualifizierungsinstrumenten).
3. Es unterstützt gezielt die Modernisierung bürgerschaftlichen Engagements und seiner Einsatzfelder. Hier muss vor allem der Brückenschlag zwischen Kirchen, Wohlfahrts- und sonstigen Verbänden zu den neuen Formen der Selbsthilfe und des sog. „Neuen Ehrenamtes“ gelingen. Wichtig scheint, den bewährten Strukturen neue Impulse der Modernisierung zu geben, um damit auch wieder ihre ursprünglichen Zielsetzungen besser zur Geltung zu bringen. Umgekehrt muss den neuen Strömungen bürgerschaftlichen Engagements, die in den letzten Jahren zunehmend erfolgreich waren, ein dauerhaftes Rückgrat gegeben werden, um sie „überlebensfähig“ zu machen.

4. Es verstärkt in einzelnen Feldern staatlichen Handelns gezielt Möglichkeiten zu mehr bürgerschaftlichen Engagement und stößt damit Innovationen an (z.B. in Schulen, Kindergärten, im Senioren- oder im Umweltbereich) und schärft so das Bewusstsein, dass bürgerschaftliches Engagement ein politisches Querschnittsthema ist.

Für dieses neue System die Form eines Netzwerkes besonders geeignet. Das Netzwerk soll die staatliche Verwaltung und politische Führung einerseits und den Bereich des breiten gesellschaftlichen Engagements von Bürgerinnen und Bürgern andererseits in Beziehung setzen.

Ein offenes Netzwerk hat vor allem folgende Vorteile:

- Erstens bieten Netzwerke die offensten und flexibelsten Strukturen, in denen sich Erfahrungen in Knoten sammeln, bündeln und handlungswirksam werden können;
- zweitens können vorhandene Förderelemente als Knoten ins Netzwerk integriert werden;
- drittens lassen sich in Netzwerken Synergieeffekte herstellen und nutzen, die in institutionell abgeschlossenen Containerlösungen verhindert werden;
- viertens sind Netzwerke prozessual angelegt und insofern offen für die Anlage weiterer Knoten und Vernetzungsfäden.

Das Bayernnetzwerk Bürgerschaftliches Engagement erstreckt sich perspektivisch auf alle Formen zivilgesellschaftlicher Aktivitäten (also auf das Soziale, die Kultur, den Naturschutz, Rettungsdienste und Katastrophenschutz u.ä.). Eine Initialzündung könnte von Aktivitäten des StMAS ausgehen.

Als tragendes Element des Bayernnetzwerkes Bürgerschaftliches Engagement ist eine brückenbildende Verbindung zwischen Netzwerken außerhalb und solchen innerhalb der Staatsregierung erforderlich.

Die Netzwerkkidee hat man auch in Nordrhein-Westfalen durch die Gründung des Städtenetzwerks NRW aufgegriffen. Und auch in München haben wir ein Netzwerk aufgebaut, das inzwischen zu einem lokalen Ressourcenzentrum geworden ist.

Abschließende Thesen

1. Netzwerke sind zu einem inflationär genutzten Markenzeichen der Gegenwartsgesellschaft geworden.
2. In sozialen Netzwerken spiegelt sich der aktuelle gesellschaftliche Strukturwandel und in Netzwerken wird er gestaltet.
3. Die virtuellen sozialen Netzwerke gewinnen an Bedeutung vor allem wenn es um den Zugang zu Informationen geht, aber sie können Realbeziehungen nicht ersetzen.
4. Die Einbindung in soziale Netzwerke ist eine zentrale Quelle für Identitätsbildung, Krisenbewältigung und Gesundheitsförderung.
5. Netzwerke haben nicht aus sich heraus eine positive Qualität, alles hängt von den Strukturen dieser Figurationen und ihren jeweiligen Zwecksetzungen ab.
6. Netzwerke neigen zum Tribalismus: zu in sich geschlossenen Ressourcenkreisläufen, die Personen ausschließen, deren materielles Kapital unzureichend ist.
7. Netzwerke bilden das Herz des sozialen Kapitals und sind deshalb von zentraler Bedeutung für die soziale Verortung von Menschen.
8. Durch aktive Netzwerkarbeit können Ressourcenpotentiale und Innovationen ermöglicht werden.

9. Im Zugang zu Netzwerken werden Zukunftschancen verteilt, deshalb fordert das Prinzip soziale Gerechtigkeit die aktive Unterstützung der Netzwerkarbeit sozial benachteiligter gesellschaftlicher Gruppen.

Literatur

- Castells, M., (1996). *The Rise of the Network Society*. Vol. I von *The information age: Economy, society and culture*. Oxford: Blackwell (deutsch: *Die Netzwerkgesellschaft. Das Informationszeitalter I*. Leverkusen: Leske + Budrich 2001).
- Castells, M. (1997). *The power of identity*. Vol. II von *The information age: Economy, society and culture*. Oxford: Blackwell.
- Castells, M. (1998). *End of millenium*. Vol. III von *The information age: Economy, society and culture*. Oxford: Blackwell.
- Coleman, J.S. (1996). *Der Verlust sozialen Kapitals und seine Auswirkungen auf die Schule*. In A.Leschinsky (Hrsg.): *Die Institutionalisierung von Lehren und Lernen*. (S. 99 – 106). 34. Beiheft der Zeitschrift für Pädagogik. Weinheim: Beltz.
- Faßler, M. (2001). *Netzwerke. Einführung in die Netzstrukturen, Netzkulturen und verteilte Gesellschaftlichkeit*. München: Fink.
- Fischer C. (1982). *To dwell among friends*. Chicago: Chicago University Press.
- Florida, R. (2005). *The flight of the creative class. The new global competition for talent*. New York: HarperBusiness.
- Habermas, J. (1998). *Die postnationale Konstellation*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Holzer, B. (2005). *Vom globalen Dorf zur kleinen Welt: Netzwerke und Konnektivität in der Weltgesellschaft*. In: *Zeitschrift für Soziologie. Sonderheft "Weltgesellschaft"*. Stuttgart. 314-329.
- Holzer, B. (2006). *Netzwerke*. Bielefeld: Transcript..
- Johnson-Lenz, P. & T. (1981). *Soziale Vernetzung*. In: R.Lutz (Hg.): *Öko-log-Buch. Materialien zur Gestaltung wünschenswerter Zukünfte*. Weinheim: Beltz.
- Keupp, H. (2000). *Eine Gesellschaft der Ichlinge? Zum bürgerschaftlichen Engagement von Heranwachsenden*. München: SOS-Kinderdorf.
- Keupp H., Ahbe Th., Gmür W., Höfer R., Mitzscherlich B., Kraus W., Straus F. (2006³). *Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*. Hamburg: Rororo.
- Keupp, H. & Röhrle, B. (Hrsg.) (1987), *Soziale Netzwerke*. Frankfurt a.M: Campus.
- Korte, C. & Milgram, S. (1970). *Acquaintance links between White and Negro populations: Application of the small world method*. *Journal of Personality and Social Psychology*, 15, S.101-108.
- Lutz, R. (1981). *Netzwerke*. In: R.Lutz (Hg.): *Öko-log-Buch. Materialien zur Gestaltung wünschenswerter Zukünfte*. Weinheim: Beltz.
- Milgram, S. (1967). *The Small World Problem*. In: *Psychology Today*, Volume 1, May 1967, S. 60-67.
- Milgram, S. & Travers, J. (1969). *An experimental study of the small world problem*. *Sociometry*, 32, S.425-443.
- Naisbitt, J. (1984). *Zehn Trends, die unser Leben verändern*. In: *Psychologie heute*, Januar, S. 31.
- Naisbitt, J. (1984). *Megatrends. 10 Perspektiven, die unser Leben verändern werden*. Bayreuth: Hestia.
- Nollert, M. (2002). *Beziehungsweise. Die feinen Unterschiede zwischen Klüngeln, Vitamin B und Networking*. In: *DIE ZEIT*. Ausgabe 13/2002.
- Nora, S. & Minc, A. (1979). *Die Informatisierung der Gesellschaft*. Frankfurt: Campus.
- Putnam, R.D. (1999). *Demokratie in Amerika am Ende des 20. Jahrhunderts*. In: F.W.Graf, A.Platthaus & S.Schleissing (Hrsg.): *Soziales Kapital in der Bürgergesellschaft*. Stuttgart: Kohlhammer 1999, S. 21 - 69.
- Putnam, R.D. (2000). *Bowling alone. The collapse and revival of American community*. New York: Simon & Schuster.
- Renz, F. (2007). *Praktiken des Social Networking: Eine kommunikationssoziologische Studie zum online-basierten Netzwerken am Beispiel von openBC (XING)*. Boizenburg: Hülsbusch.

- Schäfers, B. (2000). Konturen der Netzwerkgesellschaft. Neue Dimensionen der Sozialstruktur. In: Gegenwartskunde. Zeitschrift für Gesellschaft, Wirtschaft, Politik und Bildung, 49, S. 379 – 402.
- Schenk, M. (1984). Soziale Netzwerke und Kommunikation. Tübingen: J.C.B.Mohr.
- Schiller, H.I. (1984). Die Macht des Wissens. Frankfurt: Campus 1984.
- Schiller, D. (2000). Digital capitalism: Networking the global market systems. Boston: MIT Press.
- Sennett, R. (1998). Der flexible Mensch Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin: Berlin Verlag (engl.: "The corrosion of character". New York: W.W. Norton 1998).
- Straus, F. (2001). Netzwerkanalyse. In: H.Keupp & K.Weber (Hg.): Grundkurs Psychologie. Reinbek: Rowohlt, S. 276 – 302.
- Wellman, B. (1999). Networks in the global village. Colorado, Oxford: Westview Press.
- Wellman, B. (2001). Computer networks as social networks. In: Science, 293, S. 2031 – 2034.
- Weyer, J. (Hg.) (2000). Soziale Netzwerke. München: Oldenbourg.